

Marie Wegrainer

Der Lebensroman  
einer Arbeiterfrau

Von ihr selbst geschrieben

J.H. Röll 

**Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek**  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 Verlag J.H. Röll GmbH, Dettelbach  
Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen aller Art,  
auch auszugsweise, bedürfen der Zustimmung des Verlages.  
Gedruckt auf chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier.  
Gesamtherstellung: Verlag J.H. Röll GmbH

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89754-517-5

# Marie Wegrainer:

## „Der Lebensroman einer Arbeiterfrau“

### Eine Hinführung

„Es war an einem Sonntagmorgen, der 13. November des Jahres 1852, ein rauer Nordwind tobte über die Stoppelfelder, als in einem einsamen Haus weitab vom Dorfe, im Armenhaus von Queckbrunn, eine Dienstmagd ihr zweites uneheliches Kind Marie zur Welt brachte.“ Unspektakulär beginnt der „Der Lebensroman einer Arbeiterfrau“ – und doch übt die geschilderte Szene einen Reiz aus, der zum Weiterlesen verführt. Umso mehr als der Roman – und das weiß nur, wer hinter die Kulissen des Autoren-Pseudonyms geblickt hat – von der Mutter des großen Würzburger Schriftstellers Leonhard Frank stammt. Bisher war die Lektüre dieses Textes mit Schwierigkeiten verbunden: Die erste Ausgabe aus dem Jahr 1914 ist vergriffen, die zweite Ausgabe aus dem Jahr 1979 vom Campus-Verlag ist nur noch antiquarisch zu haben. Zudem sind die Aufzeichnungen in Frakturschrift gedruckt, was das Lesevergnügen nicht unbedingt erleichtert. Die Neuauflage im J.H. Röll Verlag ist also schon aus diesen Gründen mehr als überfällig gewesen.

Der „Lebensroman einer Arbeiterfrau“ ist aber weit mehr als der literarische Versuch der Mutter eines berühmten Sohnes. Zwar hat die Autorin einen Großteil der Personen und Orte hinter

anderen Namen verklausuliert, dennoch haben sich sämtliche Ereignisse so – oder sehr ähnlich – ereignet. Der „Lebensroman einer Arbeiterfrau“ ist demnach zunächst einmal ein autobiographischer Roman.

Marie Wegrainer, die über sich in der dritten Person schreibt, ist identisch mit Maria Frank (geborene Bach), die laut Kirchenbucheintrag am 13. März 1852 als zweites uneheliches Kind der Müllerstochter Anna Maria Bach im Armenhaus von Lipprichhausen (im Roman Queckbrunn) im Ochsenfurter Gau zur Welt kam. Sie wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf und wurde von der Mutter ungeliebt hin und her geschoben. In Rothenburg, München, Starnberg und Augsburg hangelte sie sich als Dienstmädchen von Anstellung zu Anstellung. Nach einer ersten großen, aber unglücklichen Liebe heiratete sie den Schreinergesellen Johann Frank (im Roman Leonhard Wegrainer), zog nach Würzburg (im Roman Bamberg) und führte eine „auf arbeitsvolles Mühen aufgebaute Ehe“. Von Armut geprägt, wurde ihr Leben immer wieder von Zwist, Krankheit, Leid und Tod überschattet. Das jüngste ihrer vier Kinder war Leonhard (im Roman Gerhart), der am 4.9.1882 in Würzburg geboren wurde und als Schriftsteller bekannt werden sollte.

Dass die Schilderungen der Mutter keineswegs aus der Luft gegriffen sind, lässt sich anhand von Leonhard Franks autobiographischen Roman „Links wo das Herz ist“ nachvollziehen. Der Roman aus dem Jahr 1952 ist Lebensbeichte, flammendes Glaubensbekenntnis und Vermächtnis eines überzeugten Pazifisten und Sozialisten. Unter dem Decknamen Michael Vierkant beschreibt Frank dort sein Leben als „das eines kämpfenden deutschen Romanschriftstellers in der geschichtlich stürmischen ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts“.

Das „das Sorgen vermehrende unerwünschte vierte Kind“ sei er selbst gewesen, so Frank. Der Vater Schreinerergeselle, „der Parkettboden legte und glatthobelte – zehn Stunden am Tag auf den Knien, die Stirn nahe am Boden“ und 18 Mark in der Woche verdiente, die Mutter, „eine schöne Frau, dünn, mit großen Feuer- augen“ die ihren Mann liebte, die Familie wie durch ein Wunder am Leben erhielt und dabei ihrem Mann „so himmelhoch überlegen“ war, „dass er es in seinem ganzen Leben niemals bemerkte“. Mit dem künstlerischen Talent und dem „feinen Sinn“ seiner Mutter ausgestattet, suchte der innig von seiner Mutter geliebte Leonhard verzweifelt nach sich selbst und seiner Bestimmung. Er begann zunächst eine Schlosserlehre, arbeitete dann als Labor- diener, Anstreicher, Chauffeur und Fabrikarbeiter. 1904 nahm er ein Studium der Malerei und Grafik an der Münchner Akademie der Bildenden Künste auf, durchlebte in der Bohème Höhen und Tiefen, brach 1910 das Studium ab und ging nach Berlin, um Schriftsteller zu werden. Im Umfeld der Expressionisten entstand sein erster Roman „Die Räuberbande“, für den er mit dem Fontane-Preis ausgezeichnet wurde.

Dass er das Talent zum Schreiben von seiner Mutter hatte, wusste Leonhard Frank sehr wohl. „Was ich bin, kommt von ihr“, bekennt er freimütig in „Links wo das Herz ist“. Mit großer Offenheit und einer Prise Selbstironie erzählt er dort auch, wie es zur Entstehung des Lebensromans seiner Mutter gekommen war: „Im Herbst 1913 kam die Mutter zu Besuch. Acht Jahre hatte sie den Sohn nicht gesehen. (...) Michael (alias L.F.) las ihr ein Kapitel aus der entstehenden Räuberbande vor. Sie schüttelte, ohne ihn anzusehen, den Kopf und sagte: ‚Woher du nur die Gedanken hast.‘“ Weil die Mutter die Not ihres Sohnes und seiner Frau Lisa sah, eröffnete sie ihm drei Wochen später per Brief: „Ich habe mich entschlossen, auch einen Roman zu schreiben, um Euch vor Wintersnot zu schützen.“ Michael erwartete offenbar nicht viel

von der geplanten Autobiographie, wollte seine Mutter aber nicht vor den Kopf stoßen. Dann erreichte ihn im Frühjahr 1914 ein Paket aus Würzburg: „fünfzehn blaue Schulhefte, jedes Blatt auf beiden Seiten dicht mit Bleistift beschrieben“. Michael blieb vor Staunen der Mund offen stehen: „Sie dichtet, Lisa, sie dichtet, sie schildert ihre Geburt – ihre Mutter im Kindbett, den Schein der Petroleumlampe, den Sturmwind, der heulend über die Felder jagt. Was sagst Du! Das kann sie doch nicht selbst erlebt haben.“

Der Schriftsteller und seine Frau lasen den ganzen Tag, heißt es weiter. „Alle Kommas fehlten. Aber jede Seite war gegliedert durch Absätze, wie sie sich im Flusse der Erzählung von selbst ergeben hatten. Es war die Geschichte ihres Lebens. Auf dem weißen Papierschild des Heftes Nummer 1 stand der Titel, in den sie auch das Pseudonym geschmuggelt hatte: ‚Marie Wegrainer. Ein Lebensgang. Von ihr selbst geschrieben.‘“ Weder der Vater noch die Würzburger durften vom Autorendebüt der Mutter erfahren: „Sie hatte den Roman heimlich geschrieben, tagsüber am Kochherd, solange der Vater außer Haus auf Arbeit gewesen war. Er dürfe es nicht wissen und nie erfahren“, weil er sich vor den Nachbarn und seinen Freunden zu Tode schämen würde, schrieb sie im Begleitbrief.

Leonhard Frank „änderte nichts an dem Buch. Er machte ein paar tausend Kommas und schickte die fünfzehn blauen Schulhefte an den Delphin-Verlag“. Der Roman erschien – nur wenige Monate nach Leonhard Franks „Räuberbande“. Da der inzwischen erfolgreiche Sohn die Unterstützung der Mutter nicht mehr benötigte, ließ diese das Honorar von 1800 Mark „unbemerkt vom Vater, im Laufe von Jahren allmählich in den Haushalt tropfen“.

Maria Franks Roman gilt heute als eine der wenigen Selbstdarstellungen von Frauen der unteren Klassen in Deutschland vor dem

ersten Weltkrieg. Im Unterschied zu anderen Lebensbeschreibungen jener Zeit wie der „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters“ (1905) von Moritz Theodor William Bromme oder dem „Leben eines Landarbeiters“ von Franz Rehbein (1911) geht es hier jedoch nicht um Gerechtigkeit oder Veränderung gesellschaftlicher Strukturen. „Marie Wegrainer beschreibt weder den Klassenkampf noch das Proletariat; es ist kein Arbeiterbuch im üblichen heroischen Sinne von Gesellschaftsveränderung, sondern eine Dienstmädchen- und Handwerkerbiographie mit umgekehrtem Pathos – dem der Anpassung an die gegebenen Verhältnisse“, bringen es Lutz Ziegenbalg, Peter Noller und Helmut Reinicke in ihrem Vorwort zur Campus-Ausgabe auf den Punkt.

Marie fügt sich in ihr Schicksal, sie erduldet alles mit Geduld, Demut und Gottvertrauen: Mit „stoischer Ruhe ließ den Dingen ihren Lauf, tief betrübt darüber, dass sie gezwungen war, alles auf ihre Schultern nehmen zu müssen“, schreibt sie selbst. Sie schildert die Dinge so wie sie sind, betrachtet sich als zum Dienen geboren und vom Schicksal und dem Willen anderer abhängig. Nicht umsonst spricht sie über sich selbst in der dritten Person. Da sie weder Handlungsspielräume noch Perspektive sieht, begehrt sie nicht auf; eine Veränderbarkeit der Verhältnisse liegt für sie außerhalb jeder Vorstellung: „Ich komme mir vor wie ein Galeerensträfling, der lebenslänglich eine Kette am Fuß neben sich herschleppen muss“, sagt sie resigniert. Nur in der Sehnsucht nach hübscher Kleidung, dem Traum vom eigenen Heim oder der Bewunderung des Adels blitzt hin und wieder der Aufstiegswunsch zum Kleinbürgertum durch.

Der Stil Maria Franks ist über weite Strecken realistisch und nah an der Wirklichkeit. Wunderbar lebendig wird das Geschilderte etwa, wenn sie die Macken ihrer jeweiligen Herrschaft beschreibt oder den Dialekt ihres Ziehvaters Simpert nachahmt. In Momen-

ten des Glücks droht sie dabei zuweilen ins Gemütsvolle abzurutschen, kommt aber immer wieder zurück in einen beschreibenden Grundton. Geht es um Schicksalsschläge, kann dieser Realismus gar schmerzhaft werden; als das erste Kind des Paares stirbt, lässt sie den Leser zwar in ihr Inneres blicken, beschreibt aber weiter akribisch und unbarmherzig die Beerdigungsszene. Als „ganz in meiner Art“ charakterisiert Leonhard Frank denn auch den Stil seiner Mutter in „Links wo das Herz ist“: „Es ist, als hätte auch sie sich vorgenommen, so zu schreiben, dass der Leser sieht und hört, was er liest.“

Bei aller Resignation wirft das Lebensbild von Maria Frank aber nicht nur Mitleid, sondern auch manches Fragezeichen auf. Ihr Werk stammt von jemandem, der Talent hatte, es aber nie verwirklichen durfte: Die „Mutter war 64 Jahre alt. Sie hatte nie ein lesenswertes Buch gelesen, nur hin und wieder eine Romanfortsetzung in ‚Feld zum Meer‘ oder der ‚Gartenlaube‘, wenn zufällig eine alte Nummer in die Wohnung geraten oder eine Seite vom Metzger als Einwickelpapier benutzt worden war.“ Als „lebenslang von Geldsorgen schwer überbürdete Frau“ war ihr „vom Schicksal jegliche Möglichkeit, ihre Gaben auszubilden, versagt worden“. Nicht nur bei Sohn Leonhard reifte so die Erkenntnis, dass „kostbarste Volkskräfte von unerrechenbarem Wert durch die übergroße Armut im Keim erstickt würden, in einer Gesellschaftsordnung, die nur dem Kind wohlhabender Eltern erlaube, zu werden, was es sei.“

Bittere eigene Erfahrungen und Erkenntnisse wie diese haben aus ihm schließlich einen Mann geformt, der konsequent alle Gewalt und Unmenschlichkeit ablehnt (Die Ursache), sich als entschiedener Pazifist gegen den Krieg ausspricht (Der Mensch ist gut), mutig den Nationalsozialismus anprangert (Die Jünger Jesu) und

sich zum Sozialismus bekennt (Links wo das Herz ist). Das Erleben von Armut und Ohnmacht haben ihn zur Überzeugung geführt, dass der Mensch nur eine Zukunft hat, wenn sich die bestehenden Verhältnisse ändern. So schreibt Frank auf den letzten Seiten seiner Autobiographie, „dass der Mensch erst menschlich zu sein vermag und sein wird, wenn er durch nichts mehr gezwungen wird, unmenschlich zu sein. Er (Michael) glaubt an den Menschen, denn er glaubt dem Blick des unschuldigen Kindes.“

Der Schriftsteller und „rebellische Gefühlssozialist“ Leonhard Frank hat so letztlich das erreicht, was seine Mutter sich so sehnlichst für ihren Sohn gewünscht hatte: „Er sollte höher steigen und nicht im Elend des Lebens untergehen, wie es sie bedroht und fast auch ereilt hatte.“

Anja Legge  
Freie Journalistin

# Erster Teil

## Erstes Kapitel

Es war an einem Sonntagmorgen, der 13. November des Jahres 1852, ein rauher Nordwind tobte über die Stoppelfelder, als in einem einsamen Haus weitab vom Dorfe, im Armenhaus von Queckbrunn, eine Dienstmagd ihr zweites uneheliches Kind Marie zur Welt brachte.

Durch die Ritzen der morschen Fensterläden fiel ein schwacher Lichtschein auf die Landstraße. Drinnen in der niederen Stube, auf einem zum Bett hergerichteten steifelnigen Kanapee, lag die Wöchnerin und ihr gegenüber im rotgesteinelten Bett eine gelähmte Bäuerin. Sie war uralt und ihre Augen glichen Kugeln aus Milchglas. Zwischen den beiden schlief das Kind, die Fäustchen an die Schläfen gepreßt, in einem Holztrog in dem Kartoffelsäcke lagen; darüber waren Windeln gebreitet.

Ungeliebt von der Mutter, welche mit ihrem Jahreslohn von fünfundzwanzig Gulden die kleine Marie zugleich mit dem um zwei Jahre älteren Brüderchen erziehen lassen sollte, wurde das Kind im Alter von zwei Wochen zu ein paar alten, weitläufigen Verwandten der Mutter in Pflege gegeben. Zu Müllersleuten, deren Gut, das sie als Pächter betrieben, die Wildenmühle genannt wurde. Die Kindesmutter trat wieder in ihren früheren Dienst, in ein Hotel in Rothenburg, ein.

Der guten, alten Müllerin jammerte die Lage ihrer jungen Verwandten, welche nun für zwei Kinder sorgen sollte, verlassen von den Vätern derselben, und sie hatte sich erboten, die kleine Marie unentgeltlich aufzunehmen, obwohl sie selbst arm und auf

beiden Augen fast ganz erblindet war. Infolge ihres Augenleidens auch unbeholfen im Gehen, mußte sie das Kind stets in greifbarer Nähe behalten, und so legte sie es oft, während sie kochte, im bloßen Hemdchen, von vielen Fliegen zerstoichen, auf den einfach gemauerten Herd, wo die Töpfe am offenen Feuer standen und die Flamme das Kind leicht hätte erfassen können, ohne daß die Frau in ihrer Blindheit es hätte sehen oder hindern können.

Vernachlässigt, mit schiefgerutschten Beinen und grauer, schmutziger Körperhaut wurde die kleine Marie dort anderthalb Jahre alt, bis ihr durch einen gütigen Zufall eine aufmerksamere Pflege zuteil wurde.

## Zweites Kapitel

In herrlicher Lage, eine Stunde weit von dem bekannten Schlosse Hohenlohe-Schillingsfürst, das mit seinen dreihundertfünf- undsechzig Fenstern weit in die Ebene bis hinunter nach Gebsattel aus leuchtender Höhe strahlt, wenn die liebe Abendsonne ihren letzten goldigen Schein daran wirft, liegt das Schlößchen der Herren von Staudt, genannt der Wildenhof, und die dazugehörige Wildenmühle. Wenn nun die alte Patrizierfamilie im Sommer ihr Wohnhaus am Herrenmarkt zu Rothenburg ob der Tauber verließ und mit ihrem ganzen Haushalt auf Schloß Wildenhof wohnte, kam Leben in die sonst so ruhige Umgebung. Und so geschah es, als Marie ihren ersten Sommer lebte, daß Kunde von ihrem traurigen Dasein bis zur Schloßherrin, der Frau von Staudt drang und ihr Erbarmen mit diesem armen Kinde weckte. Sie gab den ersten Anlaß, daß die kleine Marie in bessere Obhut kam.

Die Herrschaftsköchin Margarete bekam öfters den Besuch ihrer Mutter, wenn sie mit auf Schloß Wildenhof war, und Frau von Staudt forderte die alte Frau eines Tages auf, doch einmal das kleine Mädchen bei den Müllersleuten unten aufzusuchen und zu sehen, ob sie es nicht lieb haben könne und vielleicht zu sich in Pflege nehmen wolle. Der Kindesmutter aber müsse man klar machen, daß sie ihr Kind unmöglich länger so vernachlässigt lassen könne und daß sie eben doch ein ganz geringes Kostgeld opfern müsse.

Und so geschah es denn auch. Die alte Frau, eine Witwe mit fünf Kindern, die aber schon alle in fremden Diensten standen,

bis auf den einzigen Sohn Johann, der das vom seligen Vater betriebene Nagelschmiedsgeschäft weiter führte, nahm die Kleine zu sich.

Nun begann eine liebevolle Zeit für das Kind. Es wurde geherzt und geküßt, und für seine leiblichen Bedürfnisse wurde alles getan, wodurch die Spuren der Vernachlässigung allmählich verwischt wurden.

Noch oft in einsamen Stunden ließ Marie, als sie erwachsen war, ihre dort verlebte Kindheit an sich vorüberziehen, und viele Erinnerungen blieben für immer in ihr haften. So die schulfreien Nachmittage, wo sie mit ihrer Pflegemutter über Land gegangen war, beide mit einem Säckchen Nägeln über dem Arm, die in den Dörfern verkauft wurden. Da hatten sie auf dem Weg zusammen gesungen, sich dazwischen ins Gras gesetzt und ihr Brot verzehrt, und keine Blüte, keinen Baum gab es da, den die alte Frau dem Kinde nicht erklärte, und so dessen Sinn erweckte, für alles, was Gottes Natur Schönes bot.

Wie freute sich die alte Pflegemutter, daß ihre Marie der Liebling aller Lehrer war, stets die besten Noten brachte und in jeder Klasse – die Schülerzahl mochte bis achtzig laufen – durchgehend den ersten Platz behauptete. Nie hatte sie ihr gewehrt, wenn Marie stundenlang bei ihren Büchern saß, und oft harte Worte von der Kindesmutter hingenommen, welche von ihr verlangte, sie solle das Kind mehr zum Arbeiten anhalten, das Lesen und Lernen helfe ihr in ihrem spätern Leben doch zu nichts. Sie sei angewiesen, sich einmal durch Dienen ihr Brot zu schaffen. Haß sprach aus jedem Wort und Blick der Kindesmutter. Alles, was der Vater des Kindes ihr Schweres zugefügt hatte, und wofür sie ihn haßte, übertrug sie nun auf das Kind, und niemals hörte es ein liebes Wort von ihr. Waren die Schuhe zerrissen, dann sagte die Pflegemutter: „Ach Gott, das dürfen wir deine Mutter wieder nicht wissen lassen, da muß ich den Schuhmacher schon selbst

bezahlen. Sonst verzweifelt sie und darf dich dann schon gar nicht mehr auf der Straße hüpfen und springen sehen, ohne daß sie mir Vorwürfe macht.“

Alle Spielgenossen der kleinen Marie kannten schon die gefürchtete Mutter und hatten oft verständnislos dagestanden, wenn sie das Kind vom Spiel weggerissen und ins Haus gejagt hatte. Niemals konnte das Kind gleich andern Kindern der lieben Mutter entgegeneilen, ihr in die Arme fliegen, einen raschen Kuß nehmen und dann wieder weiter springen und spielen. Wie beneidete sie um dies alles ihre Kameradinnen, und der Stachel, der das so reiche, überquellende Kinderherz täglich neu verwundete, ließ für immer seine Spur zurück. Aber nicht ganz zum Fluche sollte es ihr gereichen, denn es zeitigte in ihr, als sie in die reiferen Jahre kam und an ihre liebeleere Kindheit zurücksann, den festen, heiligen Entschluß, wenn ihr einmal Kinder beschert sein sollten. Sie mit alles tragender Liebe zu betreuen und um die Liebe ihrer Kinder unablässig zu werben. Sie sollten nicht, wenn sie erwachsen waren, mit solch schwerer Bitterkeit an die Kindheit zurückdenken müssen, wie sie.

Stör' nicht den Traum der Kinder,  
Wenn eine Lust sie herzt:  
Ihr Weh schmerzt sie nicht minder.  
Als dich das deine schmerzt.

Es trägt wohl mancher Alte,  
Deß' Herz längst nicht mehr flammt,  
Im Antlitz eine Falte,  
Die aus der Kindheit stammt.

Leicht welkt die Blum' eh's Abend,  
Weil achtlos du verwischt

Den Tropfen Tau, der labend,  
Am Morgen sie erfrischt.

Einmal, nur eine kurze Viertelstunde, war es Marie auch gegönnt, ihren Vater zu sehen. Sie war damals acht Jahre alt, da rief man sie von der Straße herauf, sie solle rasch ihr Sonntagskleid anziehen, ihr Vater sei zurück aus Amerika, wo er einige Jahre als Schmied gearbeitet hatte. Jetzt sitze er nebenan im Gasthaus ‚Zum Hirschen‘ und wolle vor seiner Weiterreise sein Kind sehen. Die Kleine, hübsch sauber angezogen, ging unverzagt ganz allein in den ‚Hirschen‘ und brauchte auch nicht lange zu suchen: an einem Tisch saß allein ein wirklich schöner, junger Mann und winkte das Kind zu sich heran, zog es auf seine Knie, küßte es und legte ihm verschiedene Fragen vor, wobei ihm Tränen in den Augen standen. Dann drückte er ihm einen Taler in die Hand und sagte, daß es ihm versprechen müsse, recht brav zu sein und es auch stets zu bleiben. All dies war so schnell gekommen, daß es Marie noch lange nachher vorkam, als hätte sie nur einen schönen Traum gehabt. Und sollte der Vater an ihr und an ihrer Mutter auch noch so viel verbrochen haben, für sie blieb er eine schöne Erinnerung, denn er hatte sie geküßt und lieb gehabt. Sein Bild stand ihr noch bis in die späteren Jahre klar vor Augen.

Frau Hauerstein, wie sich Mariens Pflegemutter nannte, ließ, in Ermangelung eines Kinderbettchens, die Kleine stets bei sich schlafen und jeden Abend beteten sie zusammen laut ihr Nachtgebet:

Der lieben Sonne Licht und Pracht  
Hat nun den Tag vollführet  
Die Welt hat sich zur Ruh gemacht,  
Tu Seel', was dir gebühret.

Tritt an die Himmelstür  
Und bring ein Lied herfür,  
Laß deine Augen, Herz und Sinn  
Auf Jesum sein gerichtet hin.

Waren alle neun Verse des Liedes gebetet, dann schlief Marie ein, umschlungen vom Arm ihrer geliebten Pflegemutter.

Das letzte Jahr des Schulbesuches schlich eine schwere Bangigkeit in die kleine Kinderseele Sie hatte ein Gespräch erlauscht zwischen Frau Hauerstein und ihrer Mutter, und hatte gehört, wie Frau Hauerstein sagte: „Liebe Marie, lassen Sie sich doch erweichen und lassen Sie das Kind noch ein Jahr bei mir und etwas Handarbeit lernen. Es ist ein zartangelegtes Mädchen und den Anforderungen eines gewöhnlichen Dienstes noch nicht gewachsen.“

„Ich kann und will es nicht. Umsonst können Sie es nicht behalten und ich muß jetzt auch einmal mehr an mich denken. Hier ist ein noch gut erhaltenes schwarzes Kleid von mir, das lassen Sie ihr zur Konfirmation richten, dann kostet es mich auch noch genug. Und wenn das überstanden ist, kommt sie in Dienst.“

Nochmals machte Frau Hauerstein einen schüchternen Versuch und sagte: „Ich selbst will an Mariens Vater, der ja gut verheiratet ist, schreiben. Er wird es gewiß einsehen und seinen Beitrag für das Kind noch ein Jahr länger senden.“ Doch wieder bekam sie eine abschlägige Antwort: „Sie sollen sich nicht unterstehen zu schreiben! Das dulde ich nicht.“

Am selben Abend, als Marie sich mit ihrer Pflegemutter zur Ruhe begab, war es ihr nicht möglich, das übliche Gebet mitzusprechen. Ein schweres Schluchzen hinderte sie daran. „Gott, armes Kind, du hast gewiß gehört, was deine Mutter heute mit mir gesprochen hat!“ sagte Frau Hauerstein. „Ich hätte es dir gerne noch eine Zeitlang erspart, aber nun du es weißt, mußt du

auch recht vernünftig sein und dich nicht schon so früh darüber grämen. Es ist ja noch fast ein Jahr, daß du bei mir bleiben darfst, das wollen wir uns jetzt nicht durch Traurigkeit verkürzen. Ich werde auch für dich sorgen, daß du zu guten Leuten kommst, wo ich dich oft besuchen darf.“

Marie fasste mit beiden Händen den Kopf ihrer Pflegemutter, gab ihr einen Kuß und sagte: „Fort muß ich eben doch von dir, aber wenn du mich lieb behalten willst, dann will ich auch geduldig sein.“

Und so ging wieder eine Zeit dahin.

„Mutter!“ rief nach ein paar Wochen Marie zur Küche hinaus, wo Frau Hauerstein beschäftigt war, „Mutter, heute ist’s schön draußen! Du wolltest mir doch noch, ehe ich von dir fortkomme, die Mühle zeigen, von wo du mich zu dir geholt hast. Könnten wir das nicht heute tun?“

„Gewiß Marie. Aber dann müssen wir bald fort, es ist ein weiter Weg.“

In Marie wollte trotz der besten Vorsätze die alte Fröhlichkeit nicht mehr durchbrechen, seitdem sie wußte, daß jeder Tag ihr den Abschied näher brachte.

„Woran denkst du denn jetzt?“ fragte Frau Hauerstein, als sie auf dem Wege waren.

„Ich habe eben daran gedacht, wo und bei wem ich nächsten Herbst wohl bin, und ob die Leute ein wenig gut zu mir sein werden.“

„Es gibt überall gute Menschen, und auch du wirst gewiß solche finden. Ich will an meine Tochter nach München schreiben, die einen Schmiedemeister zum Mann hat und will sie fragen, ob sie dich nicht aufnehmen und dir alles lernen und zeigen will, so daß du dann bei einer größeren Dienstherrschaft gut bestehen kannst.“

„München soll ich sehen?“ rief Marie, „München!“ Und ihre Augen leuchteten, war doch nun Aussicht, daß sie ihren Wunsch erfüllt sehen und in eine große, schöne Stadt kommen würde.

Rüstig schritten die beiden vorwärts und kamen bald zu einer Anhöhe, von wo aus ein Dorf sich ihren Blicken zeigte.

„Das ist Rödersdorf,“ erklärte Frau Hauerstein, „und siehst du, da drüben steht das Schlößchen Wildenhof, wo du, sobald wir näher kommen, eine Mühle sehen wirst, eben diese Wildenmühle, in der du dein erstes Lebensjahr verbracht hast. Es sind nun freilich andere Leute, die jetzt da hausen, sonst würde ich dich schon gerne hineingeführt haben.“

Sie gingen weiter, um die Mühle vor sich liegen zu sehen, damit Marie ihre frühere Heimat wenigstens ihrem Gedächtnis einprägen konnte.

Auf dem Rückweg gingen sie durch den Wald, und kurz bevor sie nach Rödersdorf kamen, sah Marie einen selten großen Stein liegen, der in der Mitte ein rundes; von selbst entstandenes Loch hatte.

„Mutter,“ sagte Marie, „der Stein liegt da, als wenn jemand daran gearbeitet hätte! Aber hier aus freiem Felde arbeitet doch kein Steinmetz. Er sieht ganz anders aus, als andere Steine.“

„Ja, Kind,“ sagte die Pflegemutter, „der wird auch der Teufelsstein genannt und eine Sage knüpft sich an ihn. Wir wollen uns hier ein wenig niedersetzen und dann will ich dir die Sage erzählen, sie ist sehr schön. Als das erste christliche Kirchlein im Taubertale bei Detwang im tiefsten Heidentume erbaut wurde, da ergrimte der Teufel, und in der Nacht schleppte er ein großes Felsstück heran, um das Gotteshaus zu zerschmettern. Als er nun an den Waldesrand bei Rödersdorf kam, begegnete ihm ein bejahrtes Mütterchen. Die handelte mit alten Schuhen, die sie in einem großen Korbe trug. Als nun der Teufel das Mütterchen fragte, wie weit es noch sei, bis nach der neuen Kirche, da sagte